

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

PROTESTANTISMUS UND DICHTUNG

Herausgegeben von Petra Bahr
gemeinsam mit
Aleida Assmann, Wolfgang Huber, Bernhard Schlink

Protestantismus und Kultur Band 2

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage

Copyright © 2008 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion: Vicco von Bülow, Udo Hahn, Hans-Christof Vetter
Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur GmbH, München

Satz: Katja Rediske, Landesbergen

Druck und Einband: Těšinská tiskárna, a. s., Český Těšín

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-579-05481-0

www.gtvh.de

Inhaltsverzeichnis

- 7 Vorwort
Petra Bahr
Aleida Assmann, Wolfgang Huber, Bernhard Schlink
- 9 Psalm und Frage
Durs Grünbein
- 11 »Profane Offenbarungen« –
Anmerkungen eines Lyrik lesenden Theologen
Johann Hinrich Claussen
- 31 Die Spur des Namens
Eberhard Schwarz
- 41 Von der heiligen Unberechenbarkeit der Worte –
Sprache und Schöpfung
Wolfgang Hegewald
- 57 »et verborum ordo mysterium est« –
zu Johannes 13,33–14,7
Albrecht Schöne
- 71 Collage zu Psalm 3
Lutz Seiler

- 75 »Aufgeklärter Zauber« –
Psalmen und Poesie, Religion und Rockmusik
Ein Gespräch mit Heinz Rudolf Kunze
- 107 Religiöse Nachricht
Hanns Dieter Hüsch
- 109 Gedichte nach Auschwitz –
Überlegungen zu einem berühmten Diktum Th. W. Adornos
Jochen Hörisch
- 123 Choräle dichten? –
ein Arbeitsjournal
Christian Lehnert
- 133 Singende Ökumene –
Überlegungen – Erfahrungen – Aufgaben
Jürgen Henkys
- 147 »Lichtschatten du« –
Versuch über eine Poesie des Glaubens
Oliver Kohler
- 165 Die Autorinnen und Autoren

VORWORT

Petra Bahr

Aleida Assmann, Wolfgang Huber, Bernhard Schlink

»Dass wir nicht sehr verlässlich zu Haus sind in der gedeuteten Welt.« Sätze dürfen nicht mit »dass« beginnen, sagt man. Sätze, die mit einem »dass« beginnen, verschweigen ihren Vorsatz. Sie beginnen schon unvollkommen. Der Satz aus den Duineser Elegien von Rainer Maria Rilke hängt an so einem unsichtbaren Vorsatz. Er traut der Macht der Worte nicht so leicht. Ist auf die Sprache noch Verlass angesichts des Wortschwall, der uns täglich erreicht und den wir täglich produzieren?

In der Religion gilt diese Skepsis der Dichter doppelt. Denn die Sprache in Theologie und Kirche beginnt ja immer schon mit dem Vorbehalt der Dichter. Wie können wir es wagen, von Gott zu sprechen? Und wie gar von uns selber? Da schmeckt die eigene Sprache schnell schal. Mit vielen Worten fühlen wir uns verlassen. Sie helfen uns nicht zum Verstehen der Welt, sie zeigen uns vielmehr unsere Grenzen und lassen uns hilflos und schweigend zurück. Und doch kommen Menschen von der Sprache nicht los. Martin Luther ging einmal sogar so weit zu behaupten, der Mensch sei überhaupt erst Mensch, wenn er spricht. Und an den Grenzen der Sprache lauert für ihn der Teufel – der Abgrund aus Sprachlosigkeit und Verzweiflung. Kein Wunder, dass der Reformator sich die Zeit für Dichtung nahm. Er las sie und er schrieb sie. Er hatte jede Menge zu tun, und doch war ihm die Sprache der Dichter keine

Verschwendung, sondern eine Möglichkeit, Orientierung zu gewinnen im allgemeinen Medienrauschen.

Religion und Dichtung bleiben sich auch im nachmetaphysischen Zeitalter nah. Es ist, als würde sich in der Sprache der Lyrik eine Lücke auftun für eine andere Dimension, oft unbestimmt und ohne konfessionelles Profil, dafür aber schonungslos in der Suche nach Aufrichtigkeit – bei der Suche nach einer Sprache, in der man, zumindest für eine Zeit, zuhause sein kann. Dieser Band eröffnet Zugänge zu dieser Freundschaft zwischen Dichtung und Religion, die von den großen alten protestantischen Liederdichtern bis in die Gegenwart führt. Es kommen Lyriker zu Wort und Theologen, die Gedichte zu lesen für eine theologische Praxis halten.

PSALM UND FRAGE

Durs Grünbein

*Wenn nicht der Herr das Haus baut,
laßt gut sein, ihr baut dran umsonst.
Wenn nicht der Herr wacht über die Stadt,
umsonst hält dort Wache der Posten.
Vergeblich ist Aufstehn in aller Frühe,
bis in die Nacht zu hocken, vergeblich,
das Brot zu essen der harten Arbeit.
Denn den Seinen gibt Ers im Schlaf.*

*Kinder sind eine Gabe des Herrn,
sein ist des Leibes Frucht, ein Geschenk.
Wie Pfeile fest in der Hand des Kriegers,
sind Söhne, in ihrer Jugend erstarkt.
Selig, wes Köcher voll ist mit solchen.
Nur er schlägt die Feinde draußen vorm Tor.*

Und doch stehn dort Wolkenkratzer und fallen.
So leicht wie ein Feuerzeug schnappt.
Kein Leib bleibt ungefilzt da am Airport,
Radarschirme bewachen den Himmel.
Auf dem Aktienmarkt zählt die Sekunde,
Vorm Mittagstisch sind Millionen verdient.

Wer spricht von Brot, wo es Hummer gibt?
Ungleich sind Traum verteilt, Schlaf.

Kinder zeugt man heut im Labor,
Keinem gehört er, der Säugling im Müll.
Die Knie hart vom Beton der Stadt,
In Rudeln wächst frische Jugend heran
Für die Flugzeugträger von morgen.
Aber freundlich dort, abseits, wer ist's?

(Unter Verwendung von Psalm 127 – Ein Wallfahrtslied Salomos,
und einem Verszitat aus Goethes »Harzreise im Winter«,
geschrieben in Gedanken an Luthers Vorlesung über die
Politische Ökonomie der Psalmen.)

»PROFANE OFFENBARUNGEN« – ANMERKUNGEN EINES LYRIK LESENDEN THEOLOGEN

Johann Hinrich Claussen

I.

»Das, was unser Leben und unser Innerstes am tiefsten berührt, nämlich die Vergänglichkeit des Menschen, die Krankheit, der Tod, die Armseligkeit der Überzeugungen und Gedanken, all das kann nicht in der Sprache der Theologie ausgedrückt werden, da diese seit vielen Jahrhunderten nichts anderes tut, als alle Aussagen zu einer glatten Kugel abzurunden, die sich leicht hin- und herrollen lässt, die man aber nicht fassen kann. Die Lyrik des zwanzigsten Jahrhunderts hingegen ist dort, wo sie sich mit dem Wesentlichen befasst, nichts anderes als ein Zusammentragen von Daten über die letzten Dinge im menschlichen Dasein, und dabei hat sie ihre eigene Sprache ausgebildet, die auch von den Theologen benutzt werden könnte – oder eben nicht.« (Czeslaw Milosz)

II.

Es regt sich etwas. Das Rascheln im Blätter- und Bücherwald lässt sich nicht überhören. Als Theologe begegnet man auf Schritt und Tritt einem neuen Interesse an religiösen Fragen. Manchmal, wenn

große kirchliche Ereignisse die Schlagzeilen bestimmen, macht es laut auf sich aufmerksam, um anschließend wieder in den Hintergrund zu treten. Manchmal treibt es seltsame Blüten. Im Theater zum Beispiel ist es seit wenigen Jahren zur Mode geworden, metaphysische Skandalstücke zu bringen und die alten biblischen Geschichten für schräge Nummernrevuen auszuschlachten. Nicht immer ist das neue Interesse am Christentum von Dauer, und nicht immer besitzt es eine Qualität, die man als Theologe erwarten würde.

Die schönsten Überraschungen bietet dem Theologen die Lyrik der Gegenwart. Sie führt im Vergleich zu anderen Kunstgattungen und Unterhaltungsformen ein Schattendasein. Sie lebt ein wenig abseits. Aber das gibt ihr – manchmal zumindest – die Distanz, die man für präzise Beobachtungen benötigt. Die Lyrik der Gegenwart ist nicht auf schnelle Wirkung aus. Das macht sie zwar für fixe theologische Trendforscher uninteressant. Doch indem sie auf ihrem eigenen Tempo beharrt, findet sie – manchmal zumindest – zu einem Niveau, das man für nachhaltigere Äußerungen benötigt. Das neue Interesse an der Religion ist auch an ihr nicht vorübergegangen. Wie sie es aber aufgreift, gedanklich durchdringt und sprachlich gestaltet, gibt gebildeten Verächtern und Nicht-Mehr-Verächtern der Religion sehr viel zu denken. Anregend und verblüffend ist sie vor allem für den evangelischen Theologen.

Eigentlich, so würde man als Protestant denken, müsste einen ja eine Wahlverwandtschaft mit der modernen Lyrik verbinden. Der Protestantismus begann ja als eine besonders poetische Konfession. Luther war nicht nur ein Prediger und Lehrer, sondern immer auch ein Dichter. Die Orthodoxie, die ihm folgte, war keineswegs nur eine verknöcherte Schulwissenschaft, sondern zugleich der Mutterboden für ein unvergleichlich schönes Liedgut. Dass das Evangelische Gesangbuch den Rang eines Hausbuchs der deutschen Lyrik einnimmt, ist vor allem den evangelischen Dichtern des 17. Jahrhunderts – allen voran Paul Gerhardt – zu verdanken.

Der Pietismus wiederum brach auch sprachlich zu neuen Ufern auf. Wenn seine eigenen Hervorbringungen auch nicht immer besonders geschmackssicher waren, legte er doch die Basis für einen radikalen Subjektivismus auch in der Poesie. Die Modernisierungsbewegungen, die auf ihn folgten, wandten sich noch stärker vom traditionellen Protestantismus ab – genau darin aber blieben sie auf ihn bezogen. Heinz Schlaffer hat in seinem Essay »Die kurze Geschichte der deutschen Literatur« pointiert beschrieben, welche poetischen Energien die deutsche Literatur des späten 18. und des 19. Jahrhunderts aus dem Konflikt mit der Konfession der Väter gewonnen hat. Noch schöner und tiefgründiger informiert Albrecht Schönes klassische Studie zur Dichtung deutscher Pfarrerssöhne über die »Säkularisation als sprachbildende Kraft«. Die sprachbildende Kraft des Protestantismus lässt sich noch bis ins 20. Jahrhundert bei Dichtern entdecken, die sich im Protest von ihm abgewandt haben. Man denke nur an Gottfried Benn.

Doch niemand wird leugnen können, dass Benn auch einen Endpunkt und eine große Ausnahme darstellt. Außer ihm gibt es im 20. Jahrhundert keinen Dichter von Rang, der zum Protestantismus einen engeren – kritischen oder konstruktiven – Bezug gehabt hätte. Rudolf Alexander Schröder und Jochen Klepper würde man ihm nicht an die Seite stellen mögen. Zwar ist es ihnen gelungen, sich mit ihren Lied-Gedichten einen festen Platz in den evangelischen Gemeinden zu erobern – und zudem genießt Klepper aufgrund seiner Lebens- und Leidensgeschichte zu Recht große Verehrung. Aber außerhalb der Kirche käme kaum jemand auf den Gedanken, sie zu den bedeutenden Lyrikern des vergangenen Jahrhunderts zu zählen.

III.

Ist die Literaturgeschichte des Protestantismus also schon zu Ende erzählt? Wenn dem so wäre, wäre zugleich die Geschichte des Protestantismus selbst an ihr Ende geraten. Manchmal kann man durchaus den Eindruck haben. Zum Beispiel, wenn man ein Gedicht liest, das Matthias Buth vor kurzem über Eginald Schlattner geschrieben hat.

Gemeinde

Im vollen Ornat geht er
Zu seiner Kirche in Rothberg

Kupferspangen beschlagen
Mantel und Morgen

Die Tür atmet schwer
Wenn sie nachgeben muß

Er streicht Wellen über die Bänke
Leergebetet seit Jahren

Die Orgel tropft Stille
Im Chor spielen die Fenster

Dann breitet er die Arme
Und tröstet Gott

Bis auch
Er nicht mehr kommt

Eginald Schlattner ist eine Gestalt aus einer längst vergangenen Welt. Im rumänischen Hinterland ist er als inzwischen pensionierter Pastor seiner Gemeinde treu geblieben, auch wenn die meisten Siebenbürger Deutschen schon längst nach Deutschland ausgereist sind und immer weniger Alte zurückgelassen haben. Der Pastor in der leeren Kirche – das ist ein seltsam leises apokalyptisches Bild. R. S. Thomas hat es in seinen Gedichten oft und variantenreich gemalt. Aber es ist ein ambivalentes Bild. Es erzählt von Ende, Leere, Einsamkeit und Gottverlassenheit, zugleich aber kann es beim Leser einen heimlichen Sog, einen melancholischen Zauber auslösen, die Sehnsucht nach einer ganz stillen Begegnung mit Gott, die beide tröstet: den Allmächtigen und die eigene Seele.

Alles zu Ende? Das Beispiel Eginald Schlattner ist gut gewählt. Er ist einer der letzten Pastoren einer einstmals starken lutherischen Kirche. Aber ganz stimmt das Beispiel nicht. Denn Eginald Schlattner ist auch der Autor von drei wunderbaren Romanen, die unbedingt zur großen Literatur Europas gehören. »Der geköpfte Hahn«, »Rote Handschuhe« und »Das Klavier im Nebel« sind Schöpfungen eines höchst lebendigen, produktiven Schriftstellers, sehr überraschende Anzeichen dafür, dass die Geschichte der protestantischen Literatur noch längst nicht zu Ende geschrieben ist.

IV.

Dennoch, zwischen zeitgenössischer Lyrik und kirchlichem Protestantismus tut sich spätestens seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein garstiger Graben auf. Dies muss jeden schmerzen, der ein echtes Interesse an guter Poesie hat und der sich als Theologe von ihrer Schönheit und ihrem Gedankenreichtum anregen lassen will. Doch wenn man sich nach Personen und Positionen umschaute, die sich als Brückenbauer versucht haben, fällt der Blick eigentlich nur auf zwei Gestalten. Die eine ist die deutsche Theologin Doro-

thee Sölle. Ihr kommt das große Verdienst zu, viele Protestanten zum Lesen zeitgenössischer Lyrik angestiftet zu haben. Doch ihre eigenen lyrischen Versuche erscheinen mir als weniger gelungen. Dies ist nicht etwa einem bloßen Mangel an Talent geschuldet, sondern hat seinen Grund in einem Missverständnis, das mir im kirchlichen Protestantismus weit verbreitet zu sein scheint.

Das möchte ich an einem der bekannteren Gedichte von Sölle zeigen: »Vom baum lernen / der jeden tag neu / sommers und winters nichts erklärt / niemanden überzeugt / nichts herstellt / einmal werden die bäume / die lehrer sein / das wasser wird trinkbar / und das lob so leise / wie der wind an einem septembermorgen«.

Was mich an diesen Versen irritiert, ist ihr pädagogischer Gestus. »Lernen« ist eigentlich ein Wort, dessen Gebrauch sich Dichter versagen sollten. Wo ein Gedicht auf Lernerfolge zielt, hat es sein eigenstes Anliegen schon aus den Augen verloren. Was für das Lesen von Gedichten gilt, trifft auch für die Begegnung mit der Natur zu. Wo es darum geht, von ihr zu lernen, hat sie ihr inneres Leben schon verloren. Wäre das nicht in Wahrheit ein Albtraum, wenn Bäume Lehrer würden? Die Natur als Schulstube? Wer würde dann noch gern spazierengehen?

Sölles Pädagogismus verhindert, dass ihr Gedicht eine eigene Wirklichkeit gestaltet. Der Baum, um den es doch gehen soll, gewinnt bei ihr keine Kontur. Er ist eine nackte Kontrastfolie, die Projektionsfläche für die Zivilisationsmüdigkeit der Autorin. Diese beschränkt sich darauf, den Baum dafür zu loben, dass er das unterlässt, was sie selbst nicht lassen kann: erklären und überzeugen wollen. Was er selbst tut, was er selbst ist, wie er aussieht – all das ist ihr keine Erwähnung wert. Darin liegt für mich das ästhetische Grundproblem dieser Art Verse, dass sie die Ästhetik zur Magd der Moralpädagogik machen wollen. Sölles Gedicht muss scheitern, weil es gar kein Gedicht – d. h. ein zweckfreies Spiel mit einem ganz eigenen Wirklichkeitsanspruch – sein will, sondern als Lernhilfe, Gesinnungsträger und Unterrichtseinheit gemeint ist.

Ein anderes Niveau besitzen für mich die Texte des Schweizer Theologen Kurt Marti. Doch auch bei ihnen entdeckte ich die gleiche Schwäche. Das möchte ich an Martis bekanntem Weihnachtsgedicht zeigen: »Damals / als gott / im schrei der geburt / die gottesbilder zerschlug / und / zwischen marias schenkeln / runzlig rot / das kind lag.«

Eigentlich ist das Anakoluth – also der abgebrochene Satz – ein Stilmittel, um ein festes Vorverständnis aufzubrechen und für gedankliche Offenheit zu sorgen. Man lese nur die paulinischen Briefe oder neuerdings die Gedichte von Paul Wühr. Doch was Marti bringt, ist nicht viel mehr als eine Predigteröffnung, d. h., er bietet eine in sich geschlossene Erklärung. »Wann war noch einmal Weihnachten?«, könnte die Frage gelautet haben, auf die dieses Gedicht die Antwort gibt. Das Gedicht erschöpft sich also darin, eine theologische These zu formulieren. Sicherlich, diese These erscheint auch mir gut und anregend. Aber das Gedicht lässt bei mir kein Bild entstehen von dem, was Weihnachten sein könnte. Denn allzu stracks marschiert es auf ein eindeutiges, argumentatives Ziel, eine theologische Weisheit zu. Seine radikale Verkürzung ist darum auch eine ästhetische Armut. Hier entfaltet sich nichts, kein Bild, kein Geruch, kein Gefühl. Sicherlich, als Prediger könnte ich Marti für die Anregung dankbar sein, aber als Lyrikleser bleibe ich hungrig.

Wenn ich die Verse von Sölle und Marti einzuordnen versuchte, würde ich sie als moderne Losungen bezeichnen. In dieser Hinsicht erfüllen sie eine wichtige Aufgabe. Sie sind einprägsam, lehrreich und regen zu neuen Predigt- und Unterrichtsideen an. Aber mit Lyrik im engeren Sinn sollte man sie wohl besser nicht verwechseln.

V.

Auf meinen Lesezügen bin ich in den Literaturen vieler Nachbarländer auf großartige, metaphysische oder zumindest religiös musikalische Dichter gestoßen: den Waliser R. S. Thomas, die Polen Zbigniew Herbert und Czeslaw Milosz, den Schweizer Philippe Jacottet, den Australier Les Murray oder den Schweden Tomas Tranströmer. Im Vergleich fiel mir auf, wie sehr wir in Deutschland, besonders für den deutschen Protestantismus vergleichbare Gestalten vermissen. Doch bin ich unter den jüngeren Autoren auf zumindest zwei Namen gestoßen, die man sich merken sollte: Christian Lehnert und Henning Ziebritzki. Beide würden sich bestimmt dagegen wehren, wenn man sie als religiöse oder gar als kirchliche Dichter bezeichnen würde. Sie sind von Beruf Theologen – Pastor der eine, theologischer Lektor der andere. Aber ihre Gedichte stehen für sich. Da sie dies aber tun, können sie unbefangen und ohne religionspädagogische oder homiletische Absichten ihr freies Spiel auch mit Motiven des christlichen Glaubens und der kirchlichen Tradition treiben. Da Christian Lehnert in diesem Band mit einem eigenen Beitrag vertreten ist, beschränke ich mich darauf, ein Gedicht von Henning Ziebritzki vorzustellen, in dem er den Besuch einer Kirche beschreibt.

Sightseeing

Meine Augen brauchten eine Weile,
um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen
in der Basilika, berühmt für ihren Kruzifix
und die Szenen ihrer Glasfenster. Da sah ich
in der Vierung den violetten
Plastikbeutel mit dem gelben Aufdruck
Sehhilfen für Arme.

Verstohlen schaute ich mich um.
Da du schon lange um nichts in der Welt wolltest,
kam ich mir besonders arm vor.
Ich kramte in den Brillen
und prüfte im Zwielficht, welches Gestell
und welche Gläser mir helfen könnten.
Eine paßte genau.

Als hätte er darauf gewartet,
lief ein großer, nasser Hund zwischen den Bänken hervor.
Er richtete sich an mir auf
und leckte mir über das Gesicht.
Für einen Augenblick wünschte ich, du könntest sehen,
was ich sah. Dann warf ich das Ding zurück,
nahm eines der Kreuzchen
und ging.

Dies ist ein Gedicht, bei dem man als anregungsbedürftiger Prediger nichts findet, das einem schnell auf die Sprünge helfen würde: keine These, kein flinkes Zitat, kein hübscher Aufhänger, an dem man eine Gemeindebelehrung anbringen könnte. Stattdessen ein irritierender Gang durch die Räume der eigenen Tradition. Und seltsam, dasjenige, was dem theologischen Autor und einem selbst als seinem theologischen Leser am vertrautesten sein müsste, gerät zu einer Verstörung. Der Besuch einer alten Kirche wird plötzlich zu einer Expedition durch ungesichertes Gelände.

Mir ist eine solche Verstörung unendlich viel mehr wert als das, was ich in der herkömmlichen Kirchendichtung finde. Diese beschränkt sich darauf, das mitzuteilen, was der Autor und sein Stammpublikum sowieso schon zu glauben meinen. Darum aber finden sie selten einen Weg ins Offene und gewinnen kaum je Leser jenseits der links- oder rechtsprotestantischen Kerngemeinden.

Auch von religiösen Gedichten erwarte ich, dass sie ein freies, ungebundenes Spiel treiben, durch das Neues zur Sprache kommt. Das kann nicht den üblichen kirchlichen Sprachmustern entsprechen. Indem es ihnen aber widerspricht, gewinnt es dem christlichen Glauben einen bisher ungekannten, unerhörten Klang ab. Diesen Klang suche, genieße und brauche ich, der ich als Theologe viel zu viel über das Christentum zu wissen meine. Indem ich ihn höre, gewinne ich erneut ein Empfinden dafür, dass mein Glaube, an den ich mich schon längst gewöhnt und den ich professionell zu vermitteln gelernt habe, etwas ganz und gar Unerhörtes ist.

VI.

Auf der Suche nach dem unerhörten Klang der christlichen Religion bin ich oft bei Gedichten von Michael Krüger fündig geworden. Eines seiner Gedichte kann man wegen des gemeinsamen Grundmotivs gut Ziebritzkis »Sightseeing« zur Seite stellen.

Das Kreuz

In den alten Kirchen im Süden
schlage ich manchmal das Kreuz,
um das Gespräch mit dem Heiligen
zu erleichtern. Es wirkt. Ich rede
dann lange mit den salpetrigen Engeln,
die in den feuchten Ecken leben,
in einem Gemisch aus Demut
und Orthodoxie. In Barcelona,
im Dom, verließ die heilige Milena
ihr verstaubtes Fresko, eine junge Frau,

und setzte sich zu mir
auf die kalten Marmorstufen des Altars.
Wir mußten flüstern. Um uns herum
alte Damen, die statt des Rosenkranzes
ihre Einkaufsnetze hielten. Es roch
nach Minze, Weihrauch, Apfelsinen.
Milena zeigte auf einen Wanderer
auf einem dunklen Bild, der einen Blitz
anstarrte, eine zuckende Natter am Himmel.
Das wirst du sein, sagte sie, du wirst
diesen Weg gehen müssen, aber keine Angst,
ich werde hier auf dich warten.

Was hat ein moderner Lyriker eigentlich in einer Kirche zu suchen? Etwas lockt, juckt und reizt ihn. So wie er darüber spricht, ist es kein inbrünstiger Hunger nach Gott. Dafür ist der Ton zu leicht und ironisch. Manchmal geht er halt hinein – wie jeder Tourist – und spielt dabei das alte fromme Spiel. Er schlägt ein Kreuz, muss aber zur eigenen Verwunderung feststellen: Es wirkt. Es löst ihm die Zunge, und so beginnt er, auf die Säulenheiligen einzureden, die da in den Ecken stehen. Aber es bleibt bei keinem Selbstgespräch. Die Bilder entwickeln ihr eigenes Leben. Oder ist es nur ein Tagtraum? Wenn schon, es ist ein schöner Traum, denn es ist keiner der alten Heiligen oder salpetrigen Engel, sondern die junge Milena, die zu ihm herabsteigt. Die beiden fangen an zu flüstern – fast wie ein junges Liebespaar. Sie zeigt ihm ein Bild. Aber es ist keine kunstgeschichtliche Unterweisung, die sie ihm angedeihen lässt. Das alte Bild ist ein Spiegel, in dem er seinen weiteren Lebensweg sieht. Es zeigt eine Dunkelheit und einen giftigen Blitz. Das ist dein Weg. Aber Milena belässt es nicht bei der ikonographischen Unheilsprophezeiung. Sie tröstet ihren Besucher auch. Ich werde hier auf dich warten, keine Angst. Was ist hier geschehen? Aus einer beiläufigen Begegnung wurde ein dichter Moment, der den Sprecher unbedingt anging. Die Stipp-

visite mündete in eine existenzielle Erschütterung. In dem alten heiligen Raum enthüllte sich dem Besucher der Weg seines eigenen Lebens. Furcht und Zittern erfasste ihn. Die Grenze und Bedrohtheit seines Lebens stand ihm mit einem Mal vor Augen. Und zugleich erfuhr er tröstende Nähe und einen Grund zur Hoffnung. *Tremendum* und *fascinosum* heißen die Pole, zwischen denen der ganze christliche Glaube aufgespannt ist. Dieses Gedicht gibt eine Ahnung davon, was es heißt, genau in der Mitte zwischen ihnen zu stehen.

Aber natürlich ist Krüger kein christlicher Dichter. Von einer Konversion wird nichts berichtet. Wie die Geschichte mit Milena weiterging, wohin sein Weg den Besucher führte, welcher Blitz ihn traf und ob er noch einmal zu der auf ihn wartenden Milena zurückgekehrt ist, das alles erfährt man nicht. Es bleibt bei einer beiläufigen Begegnung. Die aber hat es in sich.

VII.

Henning Ziebritzki hat in einem luziden Essay die Lyrik der Gegenwart als »Echolot für Religion« bezeichnet. Sie ist ein Instrument, das dazu hilft, Religion an Orten aufzuspüren, an denen man sie als professioneller Theologe nie vermutet hätte. Sie führt einen zu Formen und Gestalten, die man von sich aus niemals als religiös angesehen hätte. Als ein solches Echolot für Religion habe ich dabei weniger die schwergewichtigen Gedichte mit dem Hohen Ton erlebt, sondern Verse, die das religiöse Thema in einer Mischung aus Ironie und tieferer Bedeutung präsentieren. Aus ihnen habe ich ein präziseres Empfinden für die religiöse Lage der Gegenwart gewonnen. Denn diese ist, wenn nicht alles täuscht, von einer irritierenden Ambivalenz geprägt: Es stehen sich nicht mehr eine feste, selbstgewisse Kirchengläubigkeit und ein ebenso fester, selbstgewisser Atheismus kämpferisch gegenüber, vielmehr stehen die

meisten in einem »Irgendwo zwischen Glauben und Nichtglauben« (R. S. Thomas). Es ist den meisten gar nicht klar, was sie glauben, nicht glauben oder nur vielleicht und bei Gelegenheit glauben. Es ist mehr als undeutlich, wo der Glaube beginnt und wo er endet, inwiefern es Gott gibt oder auch nicht, wo er wohnt und was er dort tut.

Diese verblüffenden Ungewissheiten hat Lutz Seiler in seinem Gedicht »sonntags dachte ich an gott« besonders schön beschrieben.

sonntags dachte ich an gott wenn wir
mit dem autobus die stadt bereisten.
am löschteich an der strasse stand

ein trafohaus & drei & vierzig
kabel kamen aus der luft in dieses
haus aus hart gebrannten ziegelsteinen; dort

im trafo an der strasse wohnte gott. ich sah
wie er in seinem nest aus kabel enden
hockte zwischen seinen ziegelwänden

ohne fenster dort am grund
im dunkel an der strasse hinter
einer tür aus stahl

saß der liebe gott; er war
unendlich klein & lacht
oder schlief

Bei meinen Versuchen, das vernebelte Feld dieses »Irgendwo zwischen Glauben und Nichtglauben« auszumessen, haben mir besonders die Gedichte von Hans Magnus Enzensberger geholfen. Wenn man seine letzten Gedichtbände durchstöbert, stößt man



Petra Bahr

Protestantismus und Dichtung

Gebundenes Buch, Pappband, 168 Seiten, 13,8 x 20,7 cm

ISBN: 978-3-579-05481-0

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Mai 2008

Ein konstruktiver Dialog zwischen Kirche und Kultur

- ein »Raum der Begegnung« zur Unterstützung der kulturpolitischen Maßnahmen der EKD
- Diskussionen zu Fragen der Zeit mit Beiträgen bekannter Persönlichkeiten

Der zweite Band der Reihe »Protestantismus und Kultur« mit dem Titel »Protestantismus und Dichtung« lotet das Verhältnis von Religion und Poesie aus und lässt beide Seiten zur Sprache kommen. Er zeigt auf, wie sie sich vielfach nicht gegeneinander, sondern miteinander um dasselbe Geheimnis bemühen. Deutlich wird: Die Sprache der Religion ist auf die Sprache der Poesie angewiesen. Ob dies auch umgekehrt gilt, ist eine offene Frage.